

Natur ist primär optischer Eindruck

Ein Bild wie aus diesen Tagen: Nebel kriecht über die Flanke – in ostentativer Langsamkeit. Das Auge, wie gebannt, saugt sich fest an der flutenden Bewegung, folgt dem schäumenden Weiß in die Wanne zwischen den Bergen, oder registriert, wie der Nebel durch die Fichtenkämme zieht, gleich einem japanischen Holzschnitt. Der Maler Jörg Hilfinger liebt solche bewegt-bewegenden Augenblicke, hält sie fest mit dem Kameraobjektiv, um dann die Eindrücke im Atelier, in konzentriert-schwungvollem Malakt wieder zum Leben zu erwecken. Landschaft mag in der zeitgenössischen Malerei eine Marginalie sein – für diesen Maler ist sie das Zentralmotiv. Enge Landschaftsausschnitte und panoramenartige Auf- und Übersichten, die uns das Erlebnis eines Déjà-vu vermitteln. Tatsächlich haben viele seiner Bilder ihren topographisch fixierbaren Ort. Könnte es aber nicht auch ganz woanders sein als am Taubergießen, vor den Schwarzwaldhöhen bei Badenweiler oder unterhalb der Zugspitze?

Hilfingers Landschaften, meist menschenleer, vermitteln archetypische Natur-Ansichten: aus dem Nebel tauchende Bergspitzen, Tiefenblicke in giftgrüne oder tiefblaue Weiher und Wasserläufe, ins durchlichtete Geäst.

Doch vergisst er nicht die Betrachterperspektive. Wer hier Natur anschaut – Kulturlandschaft doch eigentlich – befindet sich nicht selten in Bewegung, registriert zwar intensiv, doch offensichtlich en passant: Die Verwischungen der Konturen, die farblich oft diffusen Vordergrundzonen deuten darauf hin.

So ruhig, beinahe kontemplativ Hilfingers Landschaften auch wirken, so unverkennbar ist in manchen seiner Bilder die Situation der Straße, der Aspekt Geschwindigkeit. Manch-

mal ist es, als stemmten die Höhenzüge sich förmlich gegen das Verschwimmen, als behauptete der Berg, kurz bevor er aus dem Blickfeld gleitet, noch seine „Ewigkeitsqualität“.

Miteinander von Statik und Bewegung

Bewegung ist Hilfinger wichtig, ob sie nun vom Malerauge oder der betrachteten Natur herrührt: quellendes Wasser, flutender Nebel. Es ist genau dieses fraglose In- und Miteinander von vermeintlicher Statik und Bewegung, was uns vor einigen dieser Bilder länger als üblich verweilen lässt – was ihnen eine beinahe magische Sogkraft verleiht.

Hilfinger, der mit allen Feinheiten vertraute Maler-Autodidakt, kennt die Geschichte der Landschaftsmalerei: Natur als korrespondierendes Gegenüber, als „Seelen-Äquivalent“ – unser romantisches Erbe. Zuvor aber war die Landschaft mehr oder minder offensive Staffage, selbst noch für einen Claude Lorrain, in der Regel Komposit-Natur – also aus Skizzenfragmenten zusammengesetztes Stückwerk. In der heutigen Kunst, ungefähr seit Max Ernst, ist dieser Patchwork-Charakter ins Bild zurückgekehrt, als gelte es jedem Verdacht des „Erhabenen“ prinzipiell entgegen zu wirken oder in sein Gegenteil zu verkehren.

Bei Hilfinger ist Natur weder heimelig noch „unheimlich“. Der Maler hat keine Scheu vor der Präsenz, ja mitunter Omnipräsenz des Atmosphärischen, ja er sucht es geradezu. Darin ist er Traditionalist: Natur ist ihm ein durchaus ernst zu nehmendes Gegenüber, dem er seine zeitlose Faszination nicht aberkennen mag. Keine Verfügungspasse, kein abstraktes Referenzsystem, kein bloßer Spiegel der Psyche, sondern das schlechthin „Andere“.

Und je größer die Distanz, so möchte man sagen, umso besser das Bild. Distanz auch im direkten Sinn, denn diese Bilder brauchen Raum. Manche wirken erst wirklich stark im Abstand von zwei, drei und mehr Metern. Es scheint fast, als seien sie auf Fernwirkung gemalt.

Dass dieser Maler „Naturalist“ sei, lässt sich aber nicht wirklich behaupten. Weder gibt er das Fotografierte „eins zu eins“ wieder, projiziert gar das Lichtbild auf die Leinwand, noch ist er auf Detailschärfe aus. Die besten Bilder sind meines Erachtens jene, welche die Eigendynamik des künstlerischen Sublimierungsprozesses betonen, in denen der malerische Duktus, die Dynamik des Pinsels das topografisch Verortbare dominiert – dort, wo Landschaft zur *peinture pure* wird.

Hilfinger ist das „rein Malerische“ wichtig, und sei es nur als Mittel zur Akzentuierung, wie beim scharfen Keil des Waldes im Spiegel des Schluchsees oder in jenem außerordentlichen Triptychon des Wettersteingebirges im Foyer – übrigens ein echter „Wurf“! Die drei Bergbilder hat er getrennt gemalt und erst im Nachhinein so arrangiert, dass ein gänzlich anderes Gebirge entsteht. Und doch: Wie stimmig! Man möchte es nicht mehr auseinander reißen.

Landschaften mit starken Gefühlsqualitäten

Hilfingers Landschaften binden starke Gefühlsqualitäten, eigentliche „Seelenlandschaften“ sind es jedoch nicht. Will sagen: Landschaft wird nicht „subjektiviert“, noch zum Feld farbformaler-Experimente. Und doch, bei aller Liebe zum Motiv, handelt es sich hier primär um Form und Farbe: Kunst-Landschaft eben, die mit der vor dem Atelierfenster im selben Verhältnis steht, wie René Magrittes gemalte Pfeife zu ihrem dinglichen Äquivalent: „ceci n'est pas une pipe“. „Dies ist keine Landschaft“ – das würde Jörg Hilfinger nie sagen.

So entscheidet von Bild zu Bild die rein malerische Qualität. Konkret: die Fähigkeit, den suggestiven Natureindruck durch spezifisch malerische Mittel auf den Betrachter zu übertragen – und womöglich noch zu steigern. In seinen besten Bildern gelingt diese Verwandlung von Natur in Kunst scheinbar völlig mühelos.

Die meisten dieser Arbeiten verdanken sich steter Nacharbeit. Ist womöglich dies der Grund, weshalb so viel Stille in den Bildern wohnt? Doch gibt es auch Personen: Menschen, häufig in Rückenansicht und gern en miniature, andächtig auf die Naturkulisse schauend. Es entspricht Hilfingers durchaus vorhandenem Hang zur Ironie, dass er diese namenlosen Ausstellungsbesucher – denn um solche handelt es sich hauptsächlich – aus ihrem Kunst-Kontext gelöst und „vor den Berg“ gestellt hat. Wurden Kunst und Natur im bürgerlichen Zeitalter doch gleichermaßen zu Surrogaten jenes „Erhabenen“, dessen Ort vormals die Kirchen waren. Sind sie als solches etwa austauschbar? Hilfinger spielt mit diesem Topos, indem er einen zeitgenössischen Wandersmann in die Pose von Friedrichs „Wanderer überm Nebelmeer“ versetzt.

Doch dräut kein „Kreuz im Gebirg“ – Natur ist primär optischer Eindruck. Eine stille Sensation. So erleben wir sie – gerade auch in diesen Tagen!

Stefan Tolksdorf, Kulturjournalist

*Eröffnungsrede zur Ausstellung
„Schöne Aussichten – Zeit der Stille“,
Diakoniekrankenhaus Freiburg,
29. 10. 2015*